Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 24 (1920-1921)

Heft: 1

Artikel: Späte Rosen

Autor: Storm, Theodor

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661222

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Berbst.*)

Du bist mit mir im lichten Wald gegangen, Als jeder Zweig noch zartes Cenzlaub trug. Erröten rieselte auf deinen Wangen, Und eine ferne wilde Drossel schlug.

Nun wandl' ich einsam die verwaisten Wege, Seit mir ein rauh Geschick dich weggestürmt. Im toten Grund und über'm Hügelstege Liegt welkes Caub vom Spätwind aufgetürmt.

Ein Blick und Seufzer der verblühten Wonne, Streift das Gezweig am abgewehten Rain, Auf dürren Blättern lächelt junge Sonne Und webt von grünen Tagen noch ein Schein.

*) Uus: Bedichte von Udolf frey. Leipzig, &. Baeffel, Derlag.

Späte Kosen.

Von Theodor Storm.

Ich befand mich in der Nähe einer norddeutschen Stadt auf dem Landhause eines Freundes. Wir hatten einen großen Teil der Jugend zusammen verlebt, die wir fast am Schlusse derselben durch die Verschiedenheit unseres Beruses getrennt wurden. Während den zwanzig Jahren, in denen wir uns nicht gesehen, war er der Chef eines von ihm gegründeten bedeutenden Handlungshauses geworden; mich hatten die Verhältnisse in die Fremde getrieben und dort für immer sestgehalten. Jetzt war ich endlich einmal wieder in der Heimat.

Die Frau des Haufes hatte ich bisher noch nicht gekannt. — Sie war nicht jung mehr; aber in ihren Bewegungen war noch die Leichtigkeit der Jugend, und ihre ruhig blickenden Augen waren von einer kindlichen Klarsheit. Es herrschte zwischen diesen beiden Menschen, wie ich bald zu bemersken Gelegenheit hatte, eine gegenseitige fast bräutliche Rücksichtnahme. Wenn sie zum Frühstück frisch gekleidet in den Saal trat, suchten ihre Augen zuerst nach ihm und taten an die seinen die stille Frage, ob sie ihm so gefalle. Dann verschwand für einen Augenblick die tiese Falte von seiner Stirn, und er empfing ihre dargereichte Hand, als werde sie erst eben ihm geschenkt. Mitzunter, wenn er in seinem Arbeitskabinett am Schreibtische saß, trat sie aus ihrem Wohnzimmer oder aus dem davorliegenden Gartensaal und setzte sich schweigend neben ihn; oder sie war ungeschen hinter seinen Stuhl getreten

und legte still die Hand auf seine Schulter, als müsse sie ihn versichern, daß sie in seiner Nähe, daß sie für ihn da sei.

Es war im Oftober an einem klaren Nachmittag. Mein Freund war eben, nach Beendigung seiner Geschäfte, aus der Stadt zurückgekehrt, und wir saßen nun, die alte Zeit beredend, auf der breiten Terrasse vor dem Hause, von der man über den tieferliegenden Garten und über eine daran grenzende grüne Wiesenfläche auf das dunkle Wasser der Ostseebucht und jen= seits dieser auf sanft ansteigende Buchenwälder hinaussah, deren Laub sich schon zu färben begann. Dies alles und der tiefblaue Herbsthimmel darüber war von den hohen Pappeln, die zu beiden Seiten der Terrasse standen, wie von dunkeln Riesenkulissen eingefaßt. — Die Frau meines Freundes war, ihr jüngstes Töchterchen an der Hand, aus der offenen Flügeltür des Gar= tensaales getreten und mit einem stillen Lächeln an uns vorübergegangen; sie wollte sich nicht in unsere Schattenwelt drängen, an der sie keinen Teil hatte. Run stand sie mit dem Kinde auf dem Arm am Rande der Terrasse und blickte einem vorüberziehenden Dampfschiff nach, dessen Rädergebrause schon eine Zeitlang die Stille der Landschaft unterbrochen hatte. Ihre hohe Gestalt, die Umrisse ihres edlen Kopses hoben sich deutlich gegen den dun= keln Himmel ab.

Unser beider Augen mochten ihr unwillfürlich gefolgt sein, denn das Gespräch verstummte. Ich langte gedankenlos nach den Trauben, die in einer Kristallschale vor uns auf dem Marmortische standen.

"So hat es kommen müssen," sagte ich endlich, indem ich den Gegensstand unserer Unterhaltung noch einmal wieder aufnahm, "ich, der sogar mit Kastanien und Kirschensteinen Handel trieb, wurde ein Mann der Vissenschaft; und du — wo sind deine Trauerspiele geblieben, die du als Sestundaner schriebst?"

"Die italienische Buchführung," erwiderte er lächelnd, "ist ein scharses Pulver gegen die Poesie; und gleichwohl habe ich noch den festen Willen hinsutun müssen, damit das Mittel anschlug."

Er sah mich mit seinen dunkeln Augen an, die noch den idealen Zug verrieten, der ihn in seiner Jugend auszeichnete. "Es mag dir Mühe genug gekostet haben," sagte ich.

"Mühe?" wiederholte er langsam; — "es ist vielleicht das Wenigste, was es mich gekostet hat." Und dabei flog ein Blick zu seiner Frau hin= über, von einer solchen Energie der Zärtlichkeit, von einer Freude des Besitzes, als habe er die Geliebte erst vor kurzem sich errungen.

Unwillkürlich mußte ich eines kleinen Vorfalls am ersten Tage meines Hierseins gedenken. Damals, beim Eintritt in das Arbeitskabinett meines Freundes, fiel mein erster Blick auf das neben seinem Schreibtisch hängende Vildnis eines schönen jugendlichen Mädchens. Es war in Öl gemalt, in la-

ren, lichten Farben und von einer wahrhaft leuchtenden Heiterkeit und Lesbensfrische. Auf meine Frage, wen es vorstelle, erwiderte Rudolf: "Es ist das Bildnis meiner Frau. Das heißt," setzte er hinzu, "des Mädchens, das später meine Braut und dann meine Frau geworden ist. Es war für die Großeltern gemalt und ist aus deren Nachlaß an sie zurückgelangt." Er war bei diesen Worten gleichfalls vor das Bild getreten, während ich in Gedansten die jugendlichen Züge mit denen der nur noch flüchtig gesehenen Frau verglich. — Als ich nach einer Weile mich zu ihm wandte, trug sein Antlitz den unverkennbaren Ausdruck einer fast schmerzlichen Innigkeit, den ich mir bei meinem längeren Ausenthalte immer weniger zu erklären wußte. Denn dieses Mädchen war ja sein geworden; sie lebte und — so schien es — sie beglückte ihn noch jetzt.

Nun, als in diesem Augenblick die schöne ruhige Gestalt vor uns von der Terrasse in den Garten hinabstieg, und da ich nicht fürchtete, eine unsgeheilte Wunde zu berühren, vermochte ich meine damalige Beobachtung nicht länger zu verschweigen. "Was war das, Rudolf?" sagte ich und nahm die Hand meines Jugendfreundes, "sage mir es, wenn du es kannst!"

Er blickte noch einmal in den Garten hinab, hinter dem aus den Wiesen schon die Abendnebel aufzusteigen begannen; dann strich er das schlichte Haar von seiner Stirn und sagte mit dem herzlichen Ton seiner mir einst so vertrauten Stimme: "Es ist kein Unrecht dabei, und auch kein Unheil; ich kann es dir schon sagen, — so weit so etwas überhaupt sich sagen läßt. — Du hast es seinerzeit aus meinen Briefen erfahren, wie ich meine Frau vor nun fast fünfzehn Jahren in meinem elterlichen Hause kennen lernte. Sie besuchte meine Schwester, mit der sie im Bade auf unseren Westsee= Inseln zusammengetroffen war. Ich lebte damals in der angestrengtesten und aufreibendsten Tätigkeit. Ein Kompagnon, auf dessen Mitteln ein Teil des kaum aufgeführten Handelsgebäudes ruhte, war plötzlich ausgeschie= den, und das Fehlende mußte auf andere Weise und in kürzester Frist ersetzt werden. Dazu kam die Errichtung der Tumpfschiffahrts-Sozietät, die ich schon derzeit im Plane hatte, dessen Ausführung aber die Eifersucht un= serer Nachbarschaft immer neue Hindernisse entgegenstellte. Ich bedurfte, wenn ich den Tag in Arbeit und Aufregung hinbrachte, einer ermutigenden Teilnahme, eines Zufluchtsortes, an dem ich mein Herz ausruhen konnte. Beides fand ich bei der jungen Freundin meiner Schwester. Abends im elterlichen Garten, beim Auf= und Abwandeln zwischen den Ligusterzäunen, waren meine Pläne und meine Sorgen der Gegenstand unserer Gespräche; sie hatte ein Ohr und Verständnis für alles. Die Einfachheit und Sicherheit ihres Wesens, die du neulich am ersten Tage deines Hierseins an ihr bewundertest, waren schon damals vorhanden. Doch auch der Mutwille der Jugend war ihr nicht fremd. Ich erinnere mich eines Albends, wo ich den beiden Mäd=

chen an dem alten Gartentisch in der Laube gegenüber saß. Es war an die= sem Tage aller Art Unglück über mich hereingebrochen. In einem augenblicklichen Anfall von Mutlosigkeit rief ich auß: "Es geht am Ende dennoch über meine Kräfte!" Sie antwortete nicht darauf; aber sie stützte schwei= gend das Kinn in ihre Hand und sah mich eine Weile wie mit zürnenden, erstaunten Augen an. Dann wandte sie den Ropf zu meiner Schwester und sagte lächelnd: "Siehst du! Er glaubt schon selbst nicht mehr daran!" Und sie hatte recht; schon in den nächsten Wochen fühlte ich, daß meine Kräfte reichten. Es verstand sich endlich fast von selbst, daß sie ihre Hand in meine legte; daß ich sie festhielt. Andere sagten mir von ihrer Schönheit; ich sah sie darauf an; ich hatte nie daran gedacht und dachte auch ferner nicht daran. So wird sie meine Frau; eine Genossin des Lebens, das der Tag mir brachte und in immer erneuter Aufgabe zur Lösung vor mich hinstellte. Du wirst dich dessen erinnern, — denn ich habe dir damals öfter geschrieben — wie von nun an ein Wirrsal nach dem andern gelöst wurde. Mir war dabei fast, als geschehe es durch ihre Hand; denn sie an ihrem Platze wußte alles zur rechten Zeit zu tun; sie verstand die stumme Sprache der Dinge, gleich der Goldmaria des Märchens, die es im Vorübergehen aus den Bäumen rufen hört: "Schüttle uns, wir Apfel sind alle miteinander reif!" — Schon nach einigen Jahren vermochte ich dies Landhaus zu erstehen, und unseren ein= fachen Wünschen gemäß einzurichten. Aber mit dem Glück, das mich be= günstigte, mehrten sich auch meine Geschäfte; ich hatte nicht sie, sie hatten mich; ich war eingefangen in einem Netz von Kombinationen, deren eine im= mer die andere ablöste; alle Kräfte meines Geistes waren in diesen einen Dienst gegeben, der sie Tag für Tag in Anspruch nahm."

Mein Freund hielt inne; seine älteste zwölfjährige Tochter war aus dem Hause zu uns getreten und fragte nach der Mutter. Er nahm sie in seinen Arm und horchte nach dem Garten hinunter. Drüben von dem Glas-hause her, das mit seiner weißen First neben der Gartenmauer aus dem Gebüsch ragte, hörte man das Lachen der Aleinen und dazwischen wie beschwichtigend die Stimme der Mutter. "Geh, Jenni!" sagte er lächelnd. "Es sind zwei große Feigen reif; ihr dürft sie nehmen!" — Sie nickte, und fort war sie; die Treppe hinab und durch die Rasenpartien, welche sich untershalb der Terrasse ausbreiteten, seitwärts im Gebüsch rerschwunden.

Der Bater sah ihr einen Augenblick nach; dann fuhr er fort: "Es war im Frühling eines Sonntagnachmittags; das schlanke Mädchen, das wir ehen zur Mutter hinabgeschickt, mochte damals ein halbes Jahr zählen. Der Gartensaal hier an der Terrasse war eben ausgemalt, die Frühlingssonne beschien den Estrich, und durch die offenen Flügeltüren drang der Duft der sprießenden Blätter und Knospen. Ich hatte, auf dem Sosa sitzend, ein Buch zur Hand genommen, desgleichen mir seit lange nicht mehr vor Augen ge-

kommen war; ich weiß nicht, gedachte ich deiner und unserer einst so eistig betriebenen altdeutschen Studien, oder wollte ich mich nur vergewissern, daß hier außen für mich eine andere Welt sei als drüben in der Stadt zwischen den dunkeln Wänden meiner Schreibstuben. Es war Meister Gottsrieds Tristan, den ich aufgeschlagen hatte. In einiger Entsernung mir gegenüber am Fenster saß meine Frau mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt; nebenan im Zimmer schlief das Kind in seiner Wiege. Es war alles still; nichtsstörte mich, mit Tristan und Isote die Meerfahrt zu beginnen.

"Die Kiele streichen hin; in der einsamen Mittagsstunde sitzt Isote auf dem Verdeck. Der Sommerwind weht in ihren goldenen Haaren; aber ihre Augen quellen über, aus Weh nach der Heimat, aus Furcht vor der Fremde, wo sie des greisen Königs Gemahl werden soll. Tristan will sie trösten; aber sie stößt ihn zurück; sie haßt ihn, weil er ihren Ohm Morolt erschlagen hat. Die Luft geht schwül, sie dürstet. In der Schisssemenate, schlecht verwahrt, steht der Minnetrank, der Isotens Herz dem alten Bräutisgam entzünden soll. Ein kleines Fräulein ruft: "Seht, hier steht Wein!" und Tristan bietet ahnungsloß der Königin den Becher.

Sie trank mit Zaudern, ihr war so schwer, Und gab es ihm; da trank auch er.

"Und nun beginnt das Zauberspiel des alten Dichters; wir leben mit ihnen in ihrem Zweisel und in ihrer Herzensgier, wie sie nicht wollen und doch müssen, wie sie noch glauben, srei zu sein, und dennoch fürchten, es zu werden. Unaushaltsam quellen die süßen Verse hervor; mit ihrer heimlich dringenden Weise betören sie das Herz. Ich sah sie vor mir, das schöne jugendliche Paar, wie sie zusammen am Vord des Schiffes lehnen. Sie blikfen hinaus über das Wasser, um nicht zu sehen, wie ihre Hände heimlich inzeinander ruhen; und während sie ganz einer in dem andern trunken sind, reden sie wie zusällig fremde Worte, von Meer und Nebel, von Lust und See. ———

Der Duft des Bechers, den der alte Meister seinem Leser so nahezus bringen weiß, stieg auf und begann auch an mir sein Zauberwerk zu üben. Durch die Dichtung wurde etwas in mir bewegt, was das Leben bis dahin hatte schlafen lassen; ich hatte diese andere Welt nicht kennen gelernt, die Tristan und Isoten nun ihre eigenen unerbittlichen Gesetze aufnötigt; mit der der Dichter selbst, wie er zu Ansang seines Werkes sagt, verderben und gedeihen will.

Ich sah von dem Buch zu meiner Fran hinüber. Damals, mein Freund, lag noch der Duft der Jugend auf ihren Wangen. Durchs Fenster sielen die Schatten der jungen Pappelblätter auf ihre Stirn und bewegten sich leise hin und wieder, während sie die Augen auf ihre Arbeit niedergeschlagen hatte.

— War sie nicht ebenso schön wie "der Minne Federspiel, Isot?" Oder war

der Minnebecher kein bloßes Symbol, und bedurfte es wirklich des geheim= nisvollen Trankes, um diesen holden Wahnsinn zu erschaffen?

In diesem Augenblick erwachte nebenan das Kind. Die junge Mutter stand auf und warf die Arbeit hin; aber während sie durch den Saal ging, sah sie mich mit ihren schönen heiteren Augen an und winkte mir, ihr zu folgen. — —

Ich mußte lächeln. "Was willst du noch?" sagte ich halblant zu mir selbst und schlug das alte Zauberbuch zu. Und schon war sie zurück und brachte mir das Kind, das die großen verschlasenen Augen gegen die helle Frühlingssonne aufriß. — —

So blieb es ruhig zwischen uns, wie es gewesen war. Ein Jahr nach dem andern ging dahin; und in währender Beit verblühte allmählich die schöne jugendliche Fran an meiner Seite. Ich sah es nicht; ich hatte kein Ange dafür, wie die Züge ihres lieben Angesichts unmerklich den weichen Umriß der Jugend verloren, und wie der Seidenglanz ihres blonden Haars erlosch; nur ihres geistigen Wesens wurde ich mir immer klarer bewußt; ich fühlte deutlich, wie es sich immer kester begründete, und ebenso, wie ich sie immer mehr verehrte.

Vor drei Jahren wurde uns noch eine zweite Tochter geboren — horch nur! sie sind im Glashause; wie sie mit der Schwester disputiert! — —

Indessen hatten sich meine Arbeiten allmählich vereinfacht; die Geschäfte gingen ihren geordneten Gang, so daß ich manches andern Händen überlassen konnte. Mein Leben gewann endlich wieder Raum für andere Dinge. Da das Notwendige ohne Zwang geschehen konnte, so machte sich der dem Menschen eingeborene Drang nach Schönheit wieder geltend. Ich gab dem Garten seine jetige Gestalt und ließ dort unten das Rosarium anle= gen. — Du hörtest schon, daß sie die Rosen vor allen andern Blumen liedt. — Im Jahre darauf wurde hinter demselben der geräumige Pavillon er= baut. Die Holzmosaik des Fußbodens, die Sessel und was sonst an Gerät hineingehörte, ließ ich nach Zeichnungen eines befreundeten Architekten von geschickten Handwerkern aufertigen; die hohen Tenster wurden zur Hälfte mit hellgrauen seidenen Gardinen verhangen, so daß ein gedämpftes wohl= tuendes Licht entstand. Hier in dieser Gartenstille las ich zum erstenmal in ungestörtem Zusammenhange die alten ewigen Gefänge, die Odyssee --die Nibelungen; ich las sie laut; denn sie saß neben mir und hörte, und ihre fleißigen Hände ließen unbewußt die Arbeit ruhen. Auch die Hausmusik war nicht vergessen; mir hatte das Leben keine Zeit zur Ausübung einer Kunst gelassen, aber meine Frau verstand es zu singen, und sie hatte es schon immer gern in meiner und der Kinder Gegenwart getan. Nun traten andere hinzu, die ein Gleiches leisteten; denn unmerklich hatte sich uns ein kleiner Kreis teilnehmender und gleichgesinnter Menschen angeschlossen.

So war im Juni vorigen Jahres mein vierzigster Geburtstag herangekommen. — Die Frühsonne weckte mich; sonst schlief noch alles. Ich kleisdete mich an und ging durch das schweigende Haus auf die Terrasse. Der Rasen unterhalb derselben war noch in tiesem Schatten; nur die Spitzen der Bäume und der goldene Knopf des Gartenhauses leuchteten in der Morgensonne; drüben auf dem Wasser lag noch der weiße Nebel, aus dem die schwanskende Spitze eines Mastes nur dann und wann hervorsah. Ich stieg langsam in den Garten hinunter, ganz erfüllt von dem Gesühl der süßen unberührten Frühe; ich trat leise auf, als fürchte ich den Tag zu wecken.

Am vorhergehenden Abend war ich wieder einmal über Meister Gottsfrieds Tristan geraten und hatte mich ganz in das alte Buch vertiest. Es waren die letzten Blätter, die diese anmutige Dichterhand geschrieben.

Der Minnetrank hat seine Zauberkrast bewährt. Die schöne Königin Isote und Tristan, des Königs Neffe, sie konnten voneinander nicht lassen. Der alte langmütige König hat endlich die Schuldigen verbannt; der Dichter aber tut seinem klopfenden Herzen Genüge und führt seine Lieblinge fern von den Menschen in die Wildnis. Kein Lauscher ist ihnen gefolgt; die Sonne scheint, die Kräuter dusten; in der ungeheuren Ginsamkeit nur sie und er; um sie her der säuselnde Wald und unsichtbar in den Lüsten der unzablässige Gesang der Bögel. Sie wandeln im Abendschein durch die Wiese, hin wo der kühle Bronnen klingt; dort sitzen sie nieder unter der Linde und blicken zurück nach der Felsengrotte, wo sie die Nacht zusammen ruhten. Sie reiten bei Sonnenaufgang durch die taubenetzte Heide auf die Pirsch, die Armbrust in der Faust, die Rosse aneinanderdrängend, Isotens goldenes Haar um Tristans Schultern wehend.

In der stillen Morgenluft stiegen die Bilder der Dichtung wie Träume in mir auf. — Indessen war die Zeit vorgerückt; die Sonne schien warm auf die Gartensteige, die Blätter tropften, die Wohlgerüche der Blumen ver= hreiteten sich, und in den Lüften begann das feine Getön der Insektenwelt. Ich empfand die Fülle der Natur, und ein Gefühl der Jugend überkam mich, als läge das Geheimnis des Lebens noch unentsiegelt vor mir. schleunigte meinen Schritt, ich trat fester auf; unwillkürlich streckte ich den Arm aus und brach einen blühenden Zweig von dem Gebüsch, das nebenan im Rasen stand. — Unten vor dem Pavillon standen noch die Gartenstühle, wie wir sie am Abend verlassen hatten; an den verschlossenen Läden rieselte Ich nahm den Schlüssel aus seinem Versteck unter der der Tau herab. Treppenstufe und sperrte die Türen auf, damit die Morgenluft hineindrin= gen könne. Dann ging ich zurück, rüttelte im Vorübergehen an der ver= schlossenen Tür des Glashauses und trat nach einer Weile durch den Gar= tensaal in das Wohnzimmer meiner Frau. Es rührte sich noch nichts im Hause, die Morgenruhe lag noch in allen Winkeln. Aber ein starker, frischer

Rosenduft schien die Nähe eines Geburtstagstisches zu verraten. — Als ich die Tür meines Arbeitszimmers öffnete, sielen meine Augen auf ein Ölgemälde in ovaler Medaillonsorm, das angelehnt an meinem Schreibtisch stand. Es war das lebensgroße Profilbild eines Mädchenkopses; über dem schweren Goldrahmen, der es einfaßte, lag eine Girlande von vollen roten Zentifolien. — Der Kopf war ein wenig zurückgeworsen, das glänzende blonde Haar schien erst eben von einer leichten Hand zurückgestrichen; auf den halbgeöffneten Lippen lag der köstliche übermut der Jugend.

Ich stand atemlos und starrte das schöne jugendliche Antlit an; mir war, als dürfe ich meine Nähe nicht verraten, als könne von einem unvorssichtigen Hauche alles in Duft verwehen. — Es mußte eine Welt voll Frühslingssonnenlichtes sein, in welche diese jungen lachenden Augen hinaussahen. Ich neigte unwillkürlich das Haupt. Sie — sie wäre es gewesen; mit ihr wäre auch ich in jene Einsamkeit geflohen, nach der jedes Menschenherz einmal verlangt — —"

Rudolf faßte meine Sand.

"Und weshalb war sie es nicht gewesen? — Du kennst das Bild. Was ich gesehen, war nicht die Phantasie eines Malers, nicht etwa die blonde Köznigin Isote, die vielleicht niemals gelebt hat. Dies Antlitz vor mir hatte dem Leben, meinem eigenen Leben angehört; so war sie einst gewesen, die vor vielen Jahren ihre Hand in meine legte, die noch an meiner Seite lebte.

Ich blickte wieder auf, es ließ mich nicht; der Durst nach Schönheit überwältigte mich ganz. Der Anfang eines alten Liedes fiel mir ein: "D Jugend, o schöne Rosenzeit!" — sie hatte es damals in meinem elterlichen Hause oft gesungen. Ich streckte die Arme nach dem Bilde aus, als müsse sie so noch einmal wiederkehren, als sei diese süße jugendliche Gestalt noch nicht für immer der Vergangenheit anheimgefallen.

Da plötlich, während mein Herz von Reue und von vergeblicher Sehnsucht zerrissen wurde, überkam mich ein Gedanke unzweiselhaften, unaußsprechlichen Glückes. Sie, die das einst gewesen war, sie selber lebte noch; sie war in nächster Nähe, ich konnte schon jetzt, in diesem Augenblick noch bei ihr sein.

Ich verließ das Zimmer, ich suchte sie; aber sie war nicht mehr im Hause. Als ich in den Garten hinabging, kam sie mir unterhalb der Terrasse entgegen. Sie sah mich lächelnd an, als wollte sie in meinen Augen die Freude über ihr Geburtstagsangebinde lesen. Aber ich ließ ihr keine Zeit, ich saßte schweigend ihre Hand und führte sie in den Garten hinab. — Und wie sie in dem weißen Morgenkleide in ihrer mädchenhaften Weise neben mir ging, mit ihren stillen Augen mich fragend und erstaunt betrachtend, wie ihre Hand so leicht und hingegeben in der meinen lag, da konnte ich nicht erwarten, mich anbetend vor ihr niederzuwersen; denn alle Leidenschaft meiserwarten, mich anbetend vor ihr niederzuwersen; denn alle Leidenschaft meise

nes Lebens war erwacht und drängte ihr entgegen, ungestüm und unaus= haltsam."

Rudolf schwieg einen Augenblick; dann sagte er leise, indem er vor sich in das Abendrot blickte, das schon mit seinem letzten Schein am Himmel stand: "So habe auch ich noch aus dem Minnebecher getrunken, einen tiesen, herzhaften Zug; zu spät — aber dennoch nicht zu spät!"

Wir saßen schweigend nebeneinander; allmählich brach die Dunkelheit herein. Im Garten war alles still geworden; aber im Pavillon unten waren schon die Lichter angezündet und schienen durch die Büsche. Nun wurde ein Akford angeschlagen, und von einer tiesen Altstimme gesungen klangen die Worte durch die Nacht:

D Jugend, o schöne Rosenzeit!

Für sich selbst nur leben, ist schlimmer als sterben. Wir sollen uns unser Recht auf Leben, Indem wir es opfern, täglich erwerben. Wir sollen es dienend der Menschheit geben.

Ilse Franke.

Aus dem Leben des Zürcher Historienmalers Ludwig Vogel.

Von R. & Hoffmann (Zollikon).

Um 20. April des Jahres 1808 herrschte beim "Gelben Hörnli", dem Wohnhaus des Zürcher Ratsherrn und Zuckerbäckers David Vogel im Zür= cher Miederdorf, schon am frühesten Morgen ein lautes und außergewöhnliches Treiben. An jenem Tage follte Ludwig, der einzige Sohn des Hats= herrn, seine erste große Wanderfahrt außer Landes antreten. Als zünstiger Zuckerbäcker und eifriger. Jünger der Zeichen= und Malkunst sollte der neun= zehnjährige junge Mann in Wien an der Akademie der Künste seine Studien fortsetzen -- in Wien, wo auch der Ratsherr vor Jahren eine jrohe Zeit verlebt hatte. — Im Niederdorf, bei der grauen Gasse, versammelten sich alle Verwandten und Freunde des "gelben Hörnli", um von Ludwig Vogel Abschied zu nehmen. Aus dem ehrwürdigen Hause "zur Henne" hatten sich die hochbetagten Großeltern zu dem außerordentlich wichtigen Augenblick im Leben ihres Enkels eingefunden. Vom "Kindli", aus der Marktgasse, von der Stüßihofstatt, aus der Alt= und Neustadt kamen die Onkels und Tanten, Vettern und Bäschen, — allen voran der Obmann der Zürcher Künstlergesellschaft Seinrich Füßli mit seiner Frau und mit dem lieblich leuchtenden Dreigestirn seiner Töchter. Von diesen war Susette die hübscheste. Auf sie hatte der Ratsherrnsohn schon seit der Schul= und Lehrzeit seine Blicke geworfen und hatte, wie man sich im Geheimen anvertraute, ein Herzensbündnis für spätere Jahre mit ihr geschlossen. Außer den Berwandten kamen aber auch die nächsten Hausfreunde der Familie des Rats=